



„Paradies Amerika.“

Von Egon Erwin Kisch.

Egon Erwin Kisch beehrt sich darzubieten: **Paradies Amerika.** Das ist der Titel eines solchen im Verlage von Erich Reich in Berlin erschienenen Buches, das man zu den sensationellsten Erscheinungen des Jahres zuzählen muß. Niemals wäre der Autor, der hier eine seiner glänzendsten Reporterleistungen vollbringt, in die Lage gekommen, als Egon Erwin Kisch Amerika zu bereisen, darum tat er es in der Namensverkleidung eines Doktor Bekler. Dreimal hatte man ihm das Einreisevisum verweigert, das erstemal weil er in seinem Paß russische Visen hatte, das zweitemal weil er mittlerweile sich unterfangen hatte, zu erklären, daß die amerikanische Justiz an Sacco und Vanzetti einen Mord zu begehen im Begriffe sei und das drittemal hatten die amerikanischen Behörden des angeblich freien Amerika darauf noch nicht vergessen. Wer nun das Buch liest, in dem Egon Erwin Kisch über die Ergebnisse seiner Reise durch das „Paradies“ Amerika Rechenschaft erstattet, der wird zugeben, daß die Behörden dieses Paradieses Ursache hatten, Kisch fernzuhalten. Daß Kisch Amerika mit kalten, objektiven Augen betrachtete, das wird bei seiner Einstellung niemand erwarten. Er ist parteiisch, oh, so herrlich parteiisch! Die schöne, glänzende Fassade Amerikas ist ja oft genug gezeigt worden, nun leuchtet Kisch auch einmal gründlich ins Innere des Gebäudes hinein und man bekommt in scharfer, kritischer Beleuchtung auch die Rehrseite der amerikanischen Verhältnisse zu sehen. Der Verfasser bietet hier ein Buch dar, das hinreichend geschrieben ist wie kaum je ein anderes über das Dollarland, wo neben den Wolkenkratzern und den Palästen der Reichen die Barbarei und die schrankenloseste Ausbeutung haust. Mit Erlaubnis des Verlages bringen wir nachstehend ein Kapitel „Eine Paul in Wall Street“ zum Abdruck:

Auf dem Wege, seinen Reiseschred abzugeben, kam der Doktor Bekler durch Wall Street.

Er glaubte: die Insassen eines Pavillons von Lobflichtigen, alleamt davon überzeugt, völlig normal zu sein, hätten sich zu einem Fest vereinigt unter der Devise: „Bei den wirklich Lobflichtigen.“

Oder war er in eine blutige Revolution geraten? Oder auf dem Schauplatz eines Massenmordes?

Was ist denn geschehen, fragte der Doktor Bekler.

Oh, die Börse zeigte sich heute flau, und nur deshalb sei es hier so ruhig.

Kopfschüttelnd setzte der Doktor Bekler seinen Weg zur Chase Bank fort, von der er in Europa noch nie etwas gehört hatte.

Er suchte sich einen von den neunzehn Personenzügen aus, auf dem „Egpreß“ stand. Denn, dachte er, mein Konto ist in einer wirklichen Abteufung, bei der auch ein Egpreß-Elevator halten muß. Er wurde in das 35. Stockwerk gehoben, was ihn einerseits beleidigte (er hätte sein Guthaben in einer vornehmeren Etage vermutet), andererseits aber über die Solidarität des Unternehmens beruhigte — eine Winkelsbank kann sich kein Gebäude leisten, das die Wolken kratzt.

Uebrigens war sein Guthaben nicht oben, worauf er einen anderen Egpreß nahm, um wieder hinabzufahren und sich beim Portier genauer zu erkundigen. Zu einer Ueberfrachtung wurde er nicht 35. Etagen gesenkt, sondern 39. Das Rätsel löste sich erst, als er ausstieg und erfuhr, daß es auch Stockwerke unter der Erde gebe.

Er war vor jenen Räumen, die man in nicht-englisch-sprechenden Ländern mit dem englischen Wort „Safes“ bezeichnet, während sie hier „Vaults“ heißen. Der Doktor Bekler betrachtete sie neugierig, ihn betrachtete man mißtrauisch. Und fragte ihn sogar, ob er hier ein Fach habe. Solches verneinte er, ihn hatte ein Privatgeschäft und nicht sein Fach hergeführt. Aber Kommitteent der Bank sei er. Daraufhin setzte der Beamte das für den Verkehr mit Kommitteenten strengstens angeordnete freundliche Lächeln auf und erläuterte dem Doktor Bekler die Einrichtungen, vor allem das Tor zu den Kassengewölben, dessen moderner Mechanismus den Doktor Bekler dummerweise an das Werk einer mittelalterlichen Turmuhr mit Wandelfiguren erinnerte.

Das Tor, vernahm er, sei aus nichtrostendem Stahl, einen Meter dick, wiege 45 Tonnen, werde abends von drei Beamten verschlossen und könne nur von diesen zu einer vom Oberkontrollleur im Uhrwerk genannten figierten Stunde geöffnet werden.

Etwa drei Milliarden Dollar in Bargeld, Wertobjekten und -papieren, erzählte der Beamte, seien hier untergebracht. Interessant sei ihre Ueberfiedlung in diese Räume gewesen: durch ein Spalier von Detektiven rasten zwischen dem alten und dem neuen Bankgebäude achtzehn Panzerautos hin und her, jedes innen bemannt mit fünf Polizisten mit Tränengasbomben und einem Maschinengewehr. Nur einer von den achtzehn jagenden Wagen barg die süße Last, die anderen siebzehn waren Conboy. Jede Fahrt dauerte fünf Minuten, und hundertzehnmal mußte der Weg gemacht werden, bevor der ganze Reichtum, imstande die Not einer Welt zu lindern, aus der einen Grust in die andere gebettet war.

Das von der Not und von der Grust sagte übrigens der Beamte nicht, im Gegenteil, er fügte empfehlend hinzu, hier herrsche feinstewegs Grabesluft: so tief die Vaults auch in den Felsengrund von Manhattan gehackt sind, die Luft sei vorzüglich, da sie aus der Höhe des zweiten Stockwerkes durch eine Röhre geleitet werde, an deren Oelschicht aller Ruß und Staub hängen bleibe.

Unter solchen Umständen konnte der Dr. Bekler nichts anderes tun als versprechen, bei nächster Gelegenheit eine von den fünfzehnhundert Depositenbögen zu mieten, und zwar nicht etwa eine von den Kleinen, die für 7 Dollar 50 zu haben sind, sondern eine für fünfzehnhundert Dollar Jahresmiete.

Unbefriedigt von diesem Geschäft, das dergestalt der Bank in sicherer Aussicht stand, wollte der Beamte jedenfalls auch etwas für sich verdienen, sei es ein Lob, sei es eine Provision, und der Doktor Bekler versprach ihm, bei der Miete des großen Kassenschanks sich seiner Vermittlung zu bedienen.

Vorläufig kam es aber dem Doktor Bekler darauf an, den Kreditbrief zu beheben. In seinem Selbstgefühl gegenüber der Bank bedeutend herabgemindert, glaubte er nicht mehr, daß die Egpreßzüge vor seinem Konto Station machen, und nahm daher seinen schlichten Local-Elevator.

Im ersten, aber noch immer unterirdischen Stockwerk über den Safes geriet er in den Kreis von zweihundert bis dreihundert meist jugendlichen Gestalten, die er schon beim ersten Hinschauen für Straßenräuber hielt und beim ersten Hinschauen als Böch-

ner erkannte. Sie waren wenig exklusiv, wenig zurückhaltend, sie umringten den neuen Gast und teilten ihm, der nicht wußte, ob er da mit Pierpont Morgan oder mit John D. Rockefeller spreche, vertraulich Geschäftsgeheimnisse mit. Das Wichtigste schien zu sein, daß die Scheibe vor dem Schalterbeamten aus feingelochtem Glas und die dünne Marmorplatte zwischen dem Beamten und dem Portierraum innen mit einbruchsfähigerem Panzerstahl wattiert ist.

Befriedigt fuhr der Dr. Beder aufwärts. In seinem Erstaunen fand er alle Räume zugänglich; die Schiebertüren, die fast überall die Wände erstreckten, waren zum Teil offen, an Mädchen vor lautlosen Schreibmaschinen, an konferierenden, spekulierenden oder Kredite ablehnenden Direktoren in prächtigen Sälen schritt er vorbei auf schwellenden Teppichen — völlig unbeobachtet, was ihn hinsichtlich der Direktoren und Prokuristen kaum verdroß. Außer an den Geldschaltern in den dem Parteienverkehr dienenden Räumen erblickte er nirgend eine Scheidewand zwischen Besuchern und Beamten.

Sogar in den Sitzungsaal des Verwaltungsrates, wo Schreibblock und gutgeputzte Weistifte für den Doktor Beder bereitlagen, trat er ungehindert ein, in den schönen, halbbesetzten Saal, dem des Obersten Gerichtshofes in Washington sichtlich nachgebildet. Auf jedem Klubanteile war eine goldglänzende Plakette befestigt, und der Doktor Beder las, wie die Kardinalen dieses Finanzkonzils heißen.

Im Nebenzimmer zählte er die Hinterteile von fünfundsiebzig Mädchen; die Vorderseite konnte er nicht sehen, weil sie einer durchlöchernten Wand zugekehrt waren, aber der Doktor Beder hätte auch umgekehrten Falles kein Vergnügen genossen, denn alle hatten vor dem Mund ein Sprechrohr geknallt und über die Ohren je eine Hörmuschel.

„Wieviel Anschlüsse?“ fragte der Doktor Beder, streng wie ein Kontrolleur, die Anstaltsdame. Sie schaltete das freundliche Pächeln ein: „150 Staatsanschlüsse, 900 Fernanschlüsse und 100 direkte Leitungen zur Börse und zu den Filialen.“ Unbestochen von dem Lächeln, inquirierte er weiter: „Wieviel Verbindungen stellen Sie täglich her?“ — „In der vorigen Woche betrug der Durchschnitt täglich 27.000 Anrufe, das Maximum war 31.200.“ — „Thank you.“

Hart schritt der Doktor in den Nebenraum. Ein unverständlicher Apparat verblüffte ihn nicht. Daß das, was daneben arbeitete, eine Schnellpresse oder eine Verdichtungs- und Schneidemaschine war, erriet er ungefähr. „Wie ist Ihre Arbeit?“ fragte er unbestimmt, und die Presse stoppte. „Wir brauchen eine und eine Viertelminute zur Reproduktion samt Entwicklung und Abzug.“ Das Anlitz des Doktor Beder blieb kritisch, und er deutete auf dem ihm rätselhaften Riefenapparat: „Und was reproduzieren Sie?“ — „Der Photostat stellt die Kopien von Briefen und einlaufenden Dokumenten her.“ — „Thank you.“

Der Inspektor Doktor Beder bog sich in einen mit Röhren gefüllten Saal. „Erläutern!“ — „Hier ist die Zentrale für den elektrischen Rohrpostverkehr zwischen den Abteilungen. Unser Tagesdurchschnitt beträgt 8000 Sendungen.“ — „All right.“

Auch im „Krematorium“, wo die eingeäscherten Leichen einbruchsfähiger und feuerfester verbrannt werden, fand er nichts auszuweisen. Er ließ sich über die Handhabung der Schotter Vorlesung halten, die im Falle eines Brandes

des alle Abteilungen verschließen und nur der brennenden den Zugang zum Feuerstich öffnen. — „Thank you.“

Er begutachtete die Garderobebeschränke als hinreichend, besonders die Vorrichtung, vermöge welcher der Schirm außen aufgehängt, jedoch nur nach Aufsperrern der Schranke abgenommen werden kann. Im Eingangszugs- und Auszahlungssaal meldete ihm der Abteilungsvorstand, daß stündlich 3000 Parteien an den Schaltern zu erledigen sind. „All right,“ sagte der Doktor Beder. . . . da sah er die Tafel „Letters of Credit“

Der Kampf ums lange Kleid.

Als vor wenigen Jahren — aus kommt es vor wie eine halbe Ewigkeit — die Haare und die Kleider verkürzt wurden, empfanden sich viele Leute über die angebliche Gefährdung der Moral. Rücksichtslose Unternehmer drohten den Trägerinnen von Dubiföpfen mit fristloser Entlassung und reaktionäre Zeitungen priesen die blonden Böpfe der deutschen Frau. Daß bei dem allgemeinen Haarschnitt sehr wenig dicke, blonde Böpfe, dafür sehr viele unschöne und dürftige Haarsträhnen gefallen sind, wurde nicht erwähnt. Keiner von all den Schreibern hat Recht behalten. Der Anblick der zartbestraumpften Beine ist so selbstverständlich geworden, daß die gefährdete Generalattache auf die Tugend der deutschen Frau ausgeben ist, und daß im ganzen heute nicht mehr und nicht weniger gesündigt wird als jemals vorher.

In diesem Jahre nun erlöst ein neues Feldgeschrei von der entgegengesetzten Seite. Die sanftesten bürgerlichen Zeitungen zittern um die Errungenschaften der Republik und der Demokratie (!), weil es den Leuten, die die Mode machen, eingefallen ist, für festliche Gelegenheiten den langen Rock einzuführen. Mit größtem Erstaunen kann man da hören, daß sozusagen bis gestern die arbeitende Frau genau so angezogen ging wie die „große Dame“. Unterschied hätte es kaum gegeben, und der neue lange Rock sei die verkappte leibhaftige Reaktion. Das stimmt aber denn noch nicht. Wir haben die Schaufenster und Modeblätter der letzten Jahre noch gut genug in Erinnerung, um festzustellen, daß zwischen den kurzen Kleidern oder Arbeitsfrau erschwänglich waren, und den ebenfalls kurzen Kleidern für reiche Leute ein sehr erheblicher Preisunterschied bestand. Die Industrie war sündig genug, um den Verdienstaufschlag, der durch den geringen Stoffverbrauch entstand, durch immer teurer werdende, kostbarere Gewebe wieder auszugleichen. Dazu brachte sie tausend kostspielige Kleinigkeiten, die den Frauen mit dem großen Portemonnaie als notwendige Ergänzung präsentiert wurden, und der kurze Gesamtaufschlag kostete ebensoviel wie der lange von früher.

Im großen und ganzen konnte sich die Arbeiterin oder Angestellte, wenn es sehr gut ging und weder Krankheit noch Arbeitslosigkeit bei ihr und den Angehörigen den regelmäßigen Verdienst unterbrachen, bestenfalls alle 3 bis 5 Jahre ein neues Festkleid leisten; der Wintermantel, die Schuhe und die Arbeitskleidung verschlangen den größten Teil der kleinen Beträge, die für Kleidung erübrigt wurden. Nun ist man aber nicht immer 17 Jahre alt, und wer den ganzen Tag bei der Arbeit sitzt oder steht, der sieht nicht lange so aus, wie die Schaufensterpuppen. Auch Mutterchaft und schwere Hausarbeit sollen nicht unbedingte Verschönerungsakten sein. Entsetzungsbild ist etwas für Leute, die nichts zu tun haben, und wer

die“ über einem Schreibtisch. Er hatte keine Gelegenheit zu zögern, sich's zu überlegen, ob er der ihm durchaus vertrauenswürdig erscheinenden Bank seinen Kreditbrief noch lassen sollte. Er benötigte den Betrag zufällig.

Sturzerhand behob der Doktor Beder den zangen auf hundert Dollar lautenden Kreditbrief, solcherart auf die goldglänzende Plakette mit seinem Namen verzeichnend die andernfalls vielleicht einmal auf einem Klubanteile im halbelliptischen Sitzungssaal des Verwaltungsrates gepirngt.

neben dem Beruf noch Mann und Kinder versorgt, der hat leider nur wenig Zeit für Turnen und Sport, auch wenn es nichts kostet. Außerdem machen Sorgen im allgemeinen nur in Romanen schlank. Wer dazu neigt, kann selbst bei Kummer und Sorgen, bei schlechter Ernährung und schwerer Arbeit ganz nett in die Breite gehen. Der kurze Rock bei der Arbeit ist eine Selbstverständlichkeit geworden, die ebenso wenig verschwinden wird, wie die zweckmäßige Sportkleidung. Dabei wird die kluge Frau, die sich ohne Illusion im Spiegel sieht, auch ein paar Zentimeter zugeben, wenn es ihr besser steht.

Trotzdem aber hat die Mode der letzten Jahre die Frauen zwischen 30 und 40 Jahren, die nicht wie die Badfische aussehen, ein bißchen stiefmütterlich behandelt. Sie waren gezwungen, wenn sie nicht ganz aus dem Rahmen fallen wollten, Kleider wie die Jüngsten zu tragen und sahen oft recht unvorteilhaft damit aus. Das „Girl“ war die mustergültige, einzig begehrenswerte und erstrebenswerte Erscheinung, die große Attraktion für die Männer aller Schichten und Stände. Viele heimliche Tränen der Wat und Eifersucht sind von den Rumblickenden und Aelterwerdenden darum geweint worden, denn jede Frau will ihren weiblichen Erfolg haben, solange es einen Mann gibt, für den sie da ist. Jeder Typus hat seine Zeit und Gelegenheit, und die „böse profitgierige Modeindustrie“ in ihrem sicheren Instinkt für Absatzmöglichkeiten versucht es nun einmal anders herum. Wer sich fünf Jahre lang über seine Beine und Hüften geärgert hat und vielleicht gerade mal wieder ein neues Kleid kaufen kann, der wird über einen langen Rock gar nicht so böse sein. Die ganz billigen, fertigen Kleider haben immer nur den Schlangen gepaßt; die Dicken mußten auch bei der kurzen Mode stets mehr ausgeben, und bei den langen Kleidern konnten dafür leichtere und billigere Stoffe verwendet werden.

Die Revolution wird nicht verraten, wenn bei festlichen Gelegenheiten nur die echten Badfische ihre Beine ausstellen und die erwachsenen Frauen darauf verzichten. Das Gesicht einer Frau kann durch Lebenserfahrung, Mutterchaft, Arbeit und Sorgen unendlich gewinnen, wenn auch die Gesamterscheinung den Stempel der Reife trägt. Hilde Walter.

Neue Wunder aus der Fischwelt.

Fische mit Augen an ihren Flossen, und Fische mit Lichtern an ihren Schwänzen, Fische, die ganz Raul, und Fische, die ganz Regen sind — das sind so einige von den neuen Wundern, die der berühmte amerikanische Naturforscher Dr. William Beebe bei seinem neuesten Ausflug in die Tiefen des Meeres beobachtet hat. Er ist jetzt mit seinen Begleitern von seiner größten Expedition zur Erforschung der Ozeanbewohner nach New York zurückgekehrt.

„Niemand in meinem Leben habe ich auf einer einzigen Expedition so viel Neues gesehen und so viel Merkwürdiges gesammelt, und niemals wußte ich so wenig über das, was ich gefangen habe,“ sagte er in einem vorläufigen Bericht in der New-Yorker „World“. „Ich habe acht Jahre im Urwald gearbeitet und nicht im entferntesten so viel gefunden, als während dieser sieben Monate. Etwa ein Drittel aller Tiere, die ich gefangen habe, sind ohne Namen und neu für die Wissenschaft. Wir arbeiteten sehr angestrengt in einem Umkreis von etwa 12 Kilometer. Es war uns möglich, nicht weit von der Küste von Bermuda, in einer Tiefe von 1 1/2 Kilometer, nur 8 Kilometer von der Küste entfernt, zu arbeiten. Das bedeutet, daß 40 Minuten, nachdem ein Fisch ins Netz gegangen war, er auf dem Tisch meines Laboratoriums lag. Wir haben ebenso Küstentiere wie Tiefseefische studiert, und bedienen uns meist bei der Arbeit der Taucherhelme; aber bei den Tiefseefischen mußten wir Netze verwenden, um

sie zu fangen. Ein einfaches Inselfisch, Niemand's-Eiland, das St. George gegenüber liegt, wurde der Expedition von der Regierung von Bermuda als Lager überlassen, und man ging sogar soweit, ein altes Brack an der Küste der Insel zu versenken, damit es bei unsern Arbeiten als Wellenbrecher dienen sollte.“

Unter den Merkwürdigkeiten der Fischwelt, die Beebe entdeckt hat, befindet sich ein Lintenfisch, der seine Augen an den Enden seiner Fangarme hat. Ein anderer Fisch ist ein einziger Leuchtkörper und sendet Strahlen eines feenhaften Lichtes bis zu einer Tiefe von 1000 Faden. Ein anderer Meerbewohner, der die Naturforscher besonders in Erstaunen versetzte, trägt um seinen Hals eine Medaille und ist der „Verkehrshausmann“ der Fischwelt getauft worden. Ein anderer wieder ist mit weißen Flecken bedeckt, die im Dunkeln wie die Lichter eines Schiffes glänzen; ein kleiner Fisch verzehrt bei einem einzigen kurzen Schwimmausflug 500 Garnälen.

„Vor 5000 Jahren.“

von Prof. G. Leonhard Woolley.

Zu den sensationellsten Ausgrabungen der Schätze untergegangener Kulturen gehören jene von Ur, einstens angeblich die Vaterstadt Abrahams. Seit tausenden Jahren waren alle äußeren Spuren der Existenz dieser Stadt der Sumerer weggewischt, ein Hügel in der mesopotamischen Ebene war der einzige Anhaltspunkt, den die Ueberlieferung als die Stelle, wo einst die Hauptstadt des Reiches dieses alten Kulturvolkes gestanden ist, bezeichnete. Ein englischer Altertumsforscher, Prof. G. Leonard Woolley hat diesen Hügel angebohrt und was er bei Ausgrabungen zutage förderte, das übertrifft in manchem noch die in Ägypten gemachten aufsehenerregenden Funde. Fünftausend Jahre sind diese unschätzbaren Werke und Arbeiten einer hochentwickelten Kultur in der Erde gelegen. Es sind die wunderbarsten Werke der Bildhauerkunst, Vasen, Trinkgefäße, Schmuckstücke und Gebrauchsgegenstände, welche den Beweis erbringen, daß die geräumte Kultur der Ägypter und Assyrer ihre Vorkämpferin hatte in der erstaunlich hohen Kultur der Sumerer, der ältesten, die bis heute bekannt geworden ist. Besonderer Wert ist den aufgefundenen Keilschrift- Urkunden beizumessen, aus denen vieles über die Gesetze, die Rechtspflege, die wirtschaftlichen Verhältnisse und das gesellschaftliche Leben der damaligen Zeit zu entnehmen ist. Den Bericht über die Ergebnisse seiner Expedition und Ausgrabungen erstattete Woolley in einem Buche, das soeben in der Französischen Verlagsbuchhandlung in Stuttgart unter dem Titel „Vor 5000 Jahren“ (in Leinen geb. M. 8.20) erschienen ist. Wir entnehmen dem fesselnden Buche das Kapitel: „Die Stellung der Frau vor 5000 Jahren“:

Einer der Bräutlinge, der eine sichere Beurteilung einer Gesellschaft zuläßt, ist die Stellung, die diese Gesellschaft der Frau einräumt. In Sumer war Monogamie Landesgesetz. Obwohl dieses Gesetz nun in Wirklichkeit durch die Duldung von Nebenfrauen eine Abänderung erfuhr, so war doch die Stellung der gesetzlichen Frau so gut geschützt, daß dem Gesetz im Prinzip nicht ernstlich zuwidergehandelt wurde.

Die Ehe wurde von dem Familienältesten angebahnt, und die Verlobung damit vollzogen, daß der Bräutigam seinem zukünftigen Schwie-

gervater eine Geldsumme überreichte. Löste der Bräutigam das Verlöbniß, dann verlor er diese Summe; er konnte sie jedoch bis zum doppelten Betrage zurückverlangen, falls die Braut von der Verlobung zurücktrat. Das war ein Ueberbleibsel eines alten Brauches, des Brautkaufes, der nur beibehalten wurde, um die Verlobung verbindlicher zu gestalten. Im Umgang der jungen Leute beiderlei Geschlechtes gab es wahrscheinlich mehr Freiheit, als der Brauch der „angebahnten Heiraten“ vermuten läßt. Der Mann, der ein Mädchen verführt hatte, mußte bei den Eltern um dessen Hand anhalten, und eine Verlobte konnte schon vor der Heirat ihre Wohnstätte im Hause des zukünftigen Schwiegervaters aufschlagen; schließlich scheint ihre Freiheit nach der Heirat nicht einer strengen Zucht während der Jugendzeit zu entsprechen. Die Trauerzeremonie scheint im Besonderen und Siegel einer Tafel — des „Ehebrottes“ — bestanden zu haben, auf welcher der Stand der beiden Parteien klar bestimmt, die Strafe für Untreue und die Bedingungen für die Ehescheidungen im voraus einzeln angegeben wurden.

Am Hochzeitstage ging die Verlobungsgabe in den Besitz der Braut über, sie selbst brachte die von ihren Verwandten erhaltene Mitgift in das neue Heim mit. Diese Mitgift war ihr unveräußerliches Eigentum, das sie bei ihrem Tod ihren Kindern vermachen konnte; blieb sie kinderlos, dann fiel diese Mitgift an das Haus des Vaters zurück, zu Lebzeiten jedoch gehörte sie beiden Teilen gleicherweise. Eine besondere Klausel im Ehevertrag konnte die Frau gegen Gläubiger ihres Mannes aus der Zeit vor der Ehe schützen, und der Mann konnte in keinem Falle ohne die Einwilligung der Frau über gemeinsames Eigentum verfügen. Für Schulden aus der Zeit der Ehe jedoch waren beide Teile verantwortlich. Die Frau konnte sich eigene Sklavinnen halten und über sie verfügen, sie konnte auch unabhängig ein Geschäft betreiben, wie eine unverheiratete Frau, und als Zeugin vor Gericht erscheinen. Für den Fall der Abwesenheit ihres Mannes verwaltete sie das Vermögen, wenn zur Uebernahme dieser Aufgabe kein erwachsener Sohn da war. Starb ihr Mann, dann erbte sie von seinem Besitz denselben Teil wie jedes einzelne seiner Kinder. Sie konnte auch wieder heiraten; in diesem Fall nahm sie ihre ursprüngliche Mitgift mit, mußte aber auf ihren Anteil am Vermögen des ver-

storbenen Mannes verzichten. Ueber die Kinder besaß sie dasselbe Recht wie der Vater und sie konnte zum Beispiel einen unehelichen Sohn enterben, ja sogar brandmarken und aus der Stadt vertreiben lassen. Auf der anderen Seite war die Frau bis zu einem gewissen Grade in ihren Rechten beschränkt, so dem Manne gegenüber. Ein Mann konnte nämlich seine Frau unter gewissen Bedingungen verkaufen oder auf die Dauer von drei Jahren zur Bezahlung einer Geldschuld in Sklaverei weggeben. Auch konnte er sich (wenn sie nicht durch eine besondere Klausel im Ehevertrag geschützt war) bei dem geringsten Anlaß von ihr scheiden lassen, wogegen sich eine Scheidung für sie weit schwieriger gestaltete und nur bei einem tadellosen Lebenswandel möglich war.

Die Arznei

Eine ganz arme Frau kommt zum Arzt:
„Woran fehlt's denn, liebe Frau?“

„Ich habe schon seit längerer Zeit keinen Stuhlgang, Herr Doktor!“

„Na, dann schreib ich Ihnen hier ein Pulver auf, das nehmen Sie zu einem Glas Wasser und morgen kommen Sie wieder.“

Am andern Tag: „Nun, hat's geholfen?“
„Nein, leider nicht.“

„Dann nehmen wir Rizinusöl. Morgens und abends je drei Eßlöffel und übermorgen lassen Sie sich wieder mal sehen.“

Zwei Tage später: „Herr Doktor, ich habe immer noch keinen Stuhlgang.“

„Nun?“ „Haben Sie denn auch mein Rezept genau befolgt?“

„Ja. Aber ich habe hier von jemand ein altes Hausmittel bekommen, das hilft sicher, vielleicht verschreiben Sie mir das mal.“

Erstaunt liest der Arzt das Rezept:
6 Pfund Brot, 1 Pfund Butter, 1 Pfund Speck, 2 Pfund Wurst, 12 Stück Eier, 1 Hähnchen, 5 Pfund Kartoffeln, 1 Pfund Erbsen, 1 Pfund Bohnen, 4 Pfund Mohrrüben. Morgens, mittags und abends, je nach Appetit.

(„Eulenspiegel“)

Ein Mißverständnis.

Eine Regierung wird vielfach auch Kabinett genannt. Ein Junge, der das nicht wissen konnte, fragte seine Mutter plötzlich, was ein Kabinett sei.

Die Mutter, die den Grund der Frage nicht kannte, antwortete, ein Kabinett sei ein kleiner Raum, ein Nebenzimmer.

Da nimmt der Junge die Zeitung, in der er geblättert hatte, zeigte auf eine große Ueberschrift und spricht: „Ja warum schreibt denn da die Zeitung nicht: Das bulgarische Nebenzimmer ist zurückgetreten, statt wie hier steht: Das bulgarische Kabinett ist zurückgetreten?“

Nun erst wußte die Mutter, was gemeint war, und erklärte ihrem Jungen, daß ein Kabinett einmal ein kleiner Raum sein kann und dann wieder eine große Regierung. Denn früher, als es noch keine Volksregierungen gab, als noch die Fürsten allein regierten, war es so, daß in ihrem Wohnzimmer, das auch Kabinett hieß, über die Regierungsangelegenheiten verhandelt wurde. Die Minister, die damals den Fürsten Bericht erstatteten, hießen damals Kabinettsminister. Allmählich nannte man dann das ganze Ministerium, also die „Regierung“, ein Kabinett.

Lebensstatistik eines Achtzigjährigen.

Die zu einer wahren Manie ausgeartete Leidenschaft des Amerikaners für statistische Paarstatisterei hat eine neue absonderliche Blüte getrieben. Eine amerikanische Monatschrift ist auf den Gedanken verfallen, mit tunlichster Genauigkeit ziffernmäßig festzustellen, wie ein achtzigjähriger Bürger der Vereinigten Staaten sein Leben verbracht hat. Das Material für diese Statistik bot sich in den Antworten, die bei der Redaktion auf eine diesbezügliche Umfrage eingegangen waren. Danach hat ein achtzigjähriger Amerikaner 26 Jahre, 312 Tage, 18 Stunden und 22 Minuten — man kann unmöglich genauer sein — zum Schlafen und Anziehen verwardt. Die berufliche Arbeit nahm ihn für 21 Jahre, 95 Tage, 14 Stunden und 10 Minuten in Anspruch. Essen und Trinken erforderten einen Zeitaufwand von 5 Jahren, 340 Tagen, 5 Stunden und 14 Minuten. Die Stunden des Annahms, der Verstimmung und die des Wartens an Omnibushaltestellen, Theaterkassen usw. auf 5 Jahre, 302 Tage, 10 Stunden und 5 Minuten. Auf Feiertage und Ferien entfielen 4 Jahre, 12 Tage, 15 Stunden und 3 Minuten; auf Reisen 3 Jahre, 273 Tage, 18 Stunden und 24 Minuten. Die Lektüre der Zeitungen erforderte einen Zeitaufwand von 1 Jahr, 243 Tagen, 7 Stunden und 18 Minuten. Rasieren 140 Tage, 23 Stunden, 19 Minuten und das Umbinden der Krawatte wick auf 18 Tage, 12 Stunden, 6 Minuten berechnet. 130 Tage, 8 Stunden, 28 Minuten entfielen auf die Reinigung der Nase, während die Zeit, die auf das Suchen des Krageknopfes verwandt werden mußte, mit 7 Tagen angegeben wird. So wenig man auch außer acht lassen darf, daß diese Zifferangaben amerikanischen Ursprungs und deshalb mit Vorsicht zu bewerten sind, so bleibt doch die Tatsache bestehen, daß ein Achtzigjähriger, der durchschnittlich acht Stunden in der Nacht geschlafen hat und zwei Stunden täglich zum Essen gebraucht hat, in Wahrheit 26 Jahre seines Lebens im Bett und 6 Jahre am Eßtisch verbracht hat.

Bücher für Haus und Familie.

Jugend-Jahrbücher.

„Neuer Deutscher Jugendfreund“. Ein Jahrbuch für Knaben zur Unterhaltung und Belehrung. (Ganzleinen M. 6.—) Ein Blick in das Inhaltsverzeichnis des neuesten stattlichen Bandes dieses bereits im 81. Jahrgange stehenden Knaben-Jahrbuches genügt, um einen Ueberblick über die reiche Fülle des hier Gebotenen zu erlangen. Das Buch enthält acht Erzählungen, zahlreiche belehrende Abhandlungen über Technik und Sport. Anweisungen für Vorträge und Beschäftigungen aller Art, schließlich Betrachtungen über feststehende Dinge, Zahlen und Erscheinungen, so daß es Unterhaltung und Belehrung in großem Maße bietet. Die Beiträge stammen von namhaften Fachleuten, zahlreiche bunte und schwarze Bilder schmücken das Buch, das sich zu Geschenkzwecken für 10- bis 16jährige Knaben sehr eignet.

„Tüchtelebum“. Ein Jahrbuch für junge Mädchen. Mit vielen ein- und mehrfarbigen Bildern berühmter Künstler. (Ganzleinen M. 6.—) Man darf diesem im 74. Jahre seines Bestehens befindlichen Jahrbuche nachsagen, daß an ihm das Bestreben ersichtlich ist, mit der Zeit gleichen Schritt zu halten und literarisch Wertvolles zu bringen. Von den Mitarbeitern seien nur genannt: Selma Lagerlöf, Lisbeth Dill, Felicitas Kose, Friedrich Dienhard usw. Erzählungen, Gedichte, lustige Theaterstücke

wecheln mit Beiträgen über Spiel und Sport, Rätseln, Kartenkunststücken usw. ab. Das Buch wird vielen eine schöne Festgabe sein.

„Herzblütchens Zeitvertreib“. Ein Jahrbuch für die Kinderwelt. Band 73. (Ganzleinen M. 1.80.) Was zuerst in die Augen springt, ist der reizende Bildschmuck des Buches, welches wegen seines reichen Inhaltes und seiner Ausstattung das Entzücken jedes 7- bis 12jährigen Kindes hervorrufen wird. Da gibt es vielerlei: Märchen, lustige und ernste Erzählungen, Rätsel, eine Kartoffel-Kasperle-Komödie, Bilder, Scherenschnitte, Gesellschaftsspiele usw. Unter dem Weihnachtsbaum gelegt, wird es den Beschenken hochwillkommen sein.

Die vorstehend besprochenen Jugendbücher sind sämtlich im Verlage Schmidt und Spring, Leipzig E I erschienen.

Einige reizende Bilderbücher.

Einer der ersten Verlage, der an die Herausgabe künstlerischer Bilderbücher schritt, war der Verlag Vol. Scholz in Mainz. Das geschah um die Jahrhundertwende und junge Künstler wurden damals herangezogen, um Bilderbücher zu schaffen, die der Zeit und ihren lebendigen Strömungen angepaßt waren. Seither hat sich der Verlag bemüht, mit den Fortschritten der Drucktechnik u. a. gleichen Schritt zu halten und so hat er auch im heurigen Jahre eine Reihe hübscher Bilderbücher auf den Weihnachtsmarkt gebracht. Es seien genannt: „Schneeflocken und Niefemau.“ Verse von Peng, Bilder von Lia Doering (M. 2.75). Die Verse sowohl wie die Bilder sind lustig und flott, der Phantasie und Gedankenwelt der 4- bis 7jährigen Kinder trefflich angepaßt. Dasselbe ist von dem Bilderbuche „Rud' Wisperwind“ von Hans Probst zu sagen, zu dem H. Großmann die Bilder beige stellt hat. Die unzerbrechbaren Tierbilderbücher „Schaut her!“ von E. D. Peterjen (M. 3.—) und „Wau-Wau!“ von Norbertine v. Dreßler-Roth lehren die Kinder die Tiere kennen und lieben. Ein eigenartiges Bilderbuch „Bunte Schau“ (M. 3.50) haben E. D. Peterjen und A. Uzarfi geliefert und schließlich ist das Bilderbuch „Hänschen Klein“ (M. 1.—) hervorzuheben, welches das bekannte reizende Kindergedicht Hänschen Klein, der in die weite Welt hinausgeht und als braungebrannter Hans zur Mutter endlich zurückkehrt, mit hübschen Bildern illustriert.

Was mancher nicht weiß.

Sein Leben in die Schanze schlagen ist ein Sprichwort, das jeder kennt. Wer aber nun glaubt, daß das Wort „Schanze“ irgend etwas mit Lebensgefahr, mit der Erstürmung einer Schanze zu tun hat, ist im Irrtum! Das Wort „Schanze“ kommt von dem französischen Wort „chance“. Chance war ursprünglich ein Glücksspiel, übertragen bedeutet das Wort „Ausicht auf Erfolg“. Einjak. Man kann deshalb gerade so gut sagen: Sein Leben einsetzen!

Die Eisenbahnen hatten in ihren Anfängen eine Geschwindigkeit von 16 Kilometer in der Stunde. Heute legt ein Schnellzug in Deutschland und Frankreich bis zu 88 Kilometer zurück. In England gibt es Züge, die eine Geschwindigkeit von 100 Kilometer haben, in den Vereinigten Staaten gibt es sogar Züge mit 111 Kilometer Geschwindigkeit.

Die längste künstliche Wasserstraße der Welt ist der Kaiserkanal in China. Er ist 1200 Kilometer lang, kommt also der Länge des Rheines gleich.

Man schätzt die Anzahl der in Paris lebenden Matten auf drei Millionen.

Allerlei.

Eine Karawane von 3000 Rentieren. Die größte Wanderung von gezähmten Tieren, die jemals in den Nordgebieten Kanadas unternommen worden ist, vollzieht sich jetzt in der großen Karawane der 3000 Rentiere, die bei Eintreten des Winters von der Westküste Alaskas nach dem Ostbela des Mackenzie-Flusses gebracht werden. Die Rentiere wurden von der kanadischen Regierung von einer Newporter Gesellschaft gekauft, die sich mit der Aufzucht und Zählung dieser Tiere beschäftigt; man will auf diese Weise die Nahrungsmöglichkeiten vergrößern, die den Eskimos des kanadischen Nordwestterritoriums zur Verfügung stehen. Man hofft, durch die Einführung dieser Tiere eine neue Industrie unter den primitiven Stämmen zu entwickeln, damit sie während der furchtbaren Winterzeiten nicht so auf die zufällige Erbeutung von Jagdtieren und Fischen angewiesen sind. Die merkwürdige Karawane steht unter der Führung des Lappländers Andrew Bahr, eines Angestellten der Newporter Firma, der die größte Erfahrung in der Rentierzucht besitzt; er gehört zu denen, die zuerst Rentiere von Lappland nach Alaska brachten, als die Vereinigten Staaten diese Tiere vor vielen Jahren in dem Gebiete ansiedelten. Drei andere Lappländer und sechs als Rentierhirten erfahrene Eskimos begleiten ebenfalls den Zug, zu dem außer den Herden noch 53 mit Rentieren bespannte Schlitten gehören, die die Ausrüstung und Nahrungsmittel mitführen. Die Herde wird ihre lange Reise von Elephant Point im Tale des Buckland-Flusses aus antreten und dann quer durch Alaska über zahlreiche Gebirgspässe ihren Weg nehmen. Man hofft, daß die wandernden Rentiere im nächsten Frühjahr den Colville-Fluß in Alaska erreicht haben werden, wo dann die Herde während der Zeit des Kalbens zwei Monate bleiben soll. Von dort wendet sich die Karawane ostwärts, wird im Winter von 1900/31 die Grenze von Alaska überschreiten und schließlich ihr Bestimmungsziel im Frühjahr 1901 erreichen.

Beiteres.

Ruber. „Mit was pudern sich die Negern?“ — „Mit Kakao.“

Diagnose. „Nun, Schwefel“, fragt der Chirurgen, „wie ist denn heute die Herzstätigkeit unseres Patienten?“ — „Vorzüglich, Herr Geheimrat. Er hat mir bereits zwei Heiratsanträge gemacht.“

Rußl. „Sie wünschen, Mr. Butt?“ — „Kleine Geldsammlung zu wohlthätigem Zweck, Mr. Hall. Würden Sie auch Ihr Scherflein beitragen? Wir geben jeder 5 Dollar — zu den Begräbniskosten für den heute nach verstorbenen Sargophondläser.“ — „Hier haben Sie 30 Dollar — begraben Sie sechs Stück.“ (Arizona Kitty Kat.)

Ihr Trid. „Aber Essen, was bringst du denn da?“ fragt der junge Mann erstaunt seine Freundin, die er zu einem nächtlichen Pummel abholt und die zwei Milchflaschen in der Hand hält. — „Wenn wir morgen früh heimkommen“, erläutert sie ihm, „dann klappe ich mit den Milchflaschen und dann denk Papa, es ist der Milchmann.“

Sein Trid. „Wiejo machst du eigentlich so gute Geschäfte?“ fragte ein Freund den herumziehenden Gaukler. „Das verdanke ich den ersten fünf Worten, die ich zu jeder Frau sage, die die Tür öffnet: Fräulein, ist Ihre Mutter zu Hause?“